

Was die beiden Familien unterscheidet, ist nicht so sehr der Gegensatz Religion – Kunst, als vielmehr die Opposition von Mythos und Logos. Es stehen sich zwei Typen von Religiosität gegenüber, hier eine *mystisch-poetische*, dort eine *dogmatisch erstarrte, rationalistisch überfremdete* Religiosität. Bei den Ekdahls ist man religiös, ohne nach einer abstrakten Wahrheit zu fragen. Ihr Leben ist voller Geheimnisse, voller Geschichten, ihr Wirklichkeitsbegriff so weit, daß Religion allemal Platz darin findet. Im Hause Vergerus ist der Mythos dagegen zum Zuchtmittel verkommen. Bei den Ekdahls bilden Theaterstücke, biblische Erzählungen, Bilder, Träume, Phantasien verschiedenartige, sich aber nicht ausschließende Ausdrucksformen von Wirklichkeit. Im Bischofshaus mißtraut man dagegen der Phantasie, bemüht sich, sie auf das Unvermeidliche einzugrenzen. „Fanny und Alexander“ stellt ein Plädoyer dar für einen lebens- und geheimnisbejahenden Mythos und gegen einen letztlich menschenfeindlichen, zum System erstarrten Logos.

An die Stelle des Mythos kann auch ein letztlich lebensfeindliches Tugendverständnis treten, eine rigoristische Askese, die Leben verhindert, anstatt zu ermöglichen. Das ist im Hause des protestantischen Bischofs der Fall. Religion ist zu einem System verkümmert, das gnadenlos Normen hervorbringt und Normabweichungen registriert. Bergman setzt sich mit einer Religiosität auseinander, die dem Menschen mehr die Flügel stutzt, als daß sie ihm Flügel wachsen läßt. Er erzählt, wie ein von Moral und Erkenntnis besessener Glaube in Zerstörung endet.

Ein katholischer Betrachter würde es sich zu leicht machen, wollte er das Problem als spezifisch protestantisch abtun und sich und seine Konfession damit reinwaschen. Auch wenn die Berührungsangst dem Mythischen gegenüber im Protestantismus größer war, so ist das Mißtrauen

der Phantasie gegenüber weiß Gott keine ausschließlich protestantische Angelegenheit. Mit nur wenigen Änderungen ließe sich diese Frage in eine katholische Erfahrungswelt übersetzen. Jedes religiöse Denken kann bis zur Unkenntlichkeit pervertiert werden. Es kann Leben erleichtern, es kann es aber auch verhindern, vor allem dann, wenn sein vorrangiges Interesse dahin gelenkt wird, zu unterscheiden zwischen dem, was richtig und falsch, was gut und böse ist, anstatt danach zu fragen, was den Menschen wichtig ist. Die Angst vor möglichen Irrtümern kann in Phantasielosigkeit einmünden.

Alle sollen „dem lebendigen Gott dienen“

„Fanny und Alexander“ zeigt, daß Theater, Phantasie, Kunst Religion im weitesten Sinn keineswegs ausschließen müssen. Daß es sich hier vielmehr um durchaus verwandte Umgehensweisen mit der Wirklichkeit handelt. Oder mit den Worten des alten Regisseurs und Schauspielers Filip Landhal, eine Stelle, die in der Kinofassung nicht enthalten ist: Er entwirft die Vision einer „einzigen Priesterschaft“ aller „Schauspieler und Bischöfe und Musiker und Pastoren und Maler und Hilfspfarrer“. Sie alle hätten zur Aufgabe, „dem lebendigen Gott zu dienen, und zwar jeder an seinem Platz, in seiner Kirche“.

Großmutter Helena liest zum Schluß des Films einen Satz aus Strindbergs „Traumspiel“, von Bergman wohl als Leitlinie seines künstlerischen Schaffens verstanden: „– alles kann geschehen, alles ist möglich und wahrscheinlich. Zeit und Raum existieren nicht: Auf einem unbedeutenden Grund der Wirklichkeit spinnt die Einbildung weiter und webt neue Muster“. Auch wenn es nicht das gleiche ist, ist es eigentlich wirklich so unvergleichbar, wenn der religiöse Mensch bekennt: „Für Gott ist alles möglich“ (Mk 10, 27)?

Klaus Nientiedt

„Kontrastgesellschaft“

Eine Antwort an David Seeber

Zum Leitartikel im Februarheft der Herder-Korrespondenz („Kontrastgesellschaft“) haben uns die Brüder Lohfink (Gerhard, Neutestamentler in Tübingen, und Norbert Sj, Alttestamentler in Frankfurt-St. Georgen und an der Gregoriana in Rom) eine Replik geschickt. Wir veröffentlichen sie, weil wir der Meinung sind, daß sie wie der Leitartikel selbst der Klärung von Positionen dient.

Quelle, du störst
Was hast du zu suchen mitten in der Stadt
Die Wasserversorgung ist bereits komplett
mit vielen amtlichen Hähnen

Hedvig Fornander

Als Mose vom brennenden Dornbusch kam und den Israeliten in Ägypten sagte, was ihm sein Gott gesagt hatte, scheint diesen das alles höchst peinlich gewesen zu

sein. Sie hatten zwar in ihrer Not zu Gott geschrien. Aber mußte es denn deshalb gleich zum Wohnungswechsel, ja zur Emigration kommen? Auch Jesus von Nazaret kündete eigentlich nur das an, auf das damals alle warteten. Aber dann war er doch für viele der am wenigsten Erwartete, und eines Tages hing er am Kreuz. Vielleicht geht es immer wieder ähnlich, wenn Gott später in der Geschichte seine Kirche wie eine Quelle neu aufsprudeln läßt – in unserer Welt-Stadt, die doch längst über eine ausgebaute Wasserversorgung verfügt. Es ist nicht ausschließbar, daß auch dann ein heidnischer Hauptmann sich an die Brust schlägt und ein Räuber ins Paradies gerät, während die Sozialingenieure der Kirche darüber nachdenken, wie man die nicht vorgesehenen Wasserbäche vom Asphalt der Straßen wegbringen kann.

Das Wort, mit dem David Seeber nicht zurechtkommt,

heißt „Kontrastgesellschaft“ – zumindest, wenn es die Kirche definieren soll (Leitartikel der HK, Februar 1984, 49–51). Gerade dieses Wort schien uns geeignet, die neue Dimension der Kirchnerfahrung, die uns völlig unerwartet in der „Integrierten Gemeinde“ begegnet war und die wir, mit dadurch erst geöffneten Augen, dann in den Heiligen Schriften selbst ebenso wie in der kirchlichen Tradition wiedergefunden hatten, zu bezeichnen. Wir hängen nicht am Wort, und es mag für manche mißverständlich, ja angsterregend sein. Auch scheint es nun schon zur Handelsware zu werden. Man nenne uns ein besseres. Aber die Sache, die es bezeichnen soll, diese Sache darf nicht verlorengehen dabei.

In eine bestimmte Ecke geschoben?

Diese Sache wird – und das möchten wir zunächst einmal dankbar sagen – von David Seeber viel ernster genommen als von anderen kritischen Reaktionen auf unsere letzten Bücher (die enthusiastischen stehen hier nicht zur Debatte). Er beschreibt die Not der Christen in unserer Gesellschaft (ist es nicht sogar die Not aller in unserer Gesellschaft?) und das Unbehagen so vieler Christen an den Halbheiten und Kompromissen mit ihrer Umwelt, in die sie, nicht nur als einzelne, sondern mitsamt der Kirche selbst, geraten sind. Er bejaht die Zumutung der Bibel an den Christen, Kontrast zu sein. Er unterstreicht das Zeichenhafte konkreter Gemeinschaften für die Zukunft der Kirche in der Weltgesellschaft. Nur wenn aus dem Kontrast eine „Kontrastgesellschaft“ werden soll, beginnt die Theologenschelte (denn mit der „Gesellschaft“ haben die Theologen ihm zufolge ja „traditionell Schwierigkeiten“). Und hier wird er dann selbst zum Gesellschaftstechnologen. Nach *Peter Berger* und *Thomas Luckmann* (Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit) gibt es drei verschiedene Techniken, mit denen eine herrschende Wirklichkeitsbestimmung aufkommende konkurrierende Sinnwelten zu liquidieren pflegt: Die Zerstörung, die Integration und die Absonderung. Da der Scheiterhaufen für zivilisierte Menschen nicht in Frage kommt, greift David Seeber auf die beiden anderen Möglichkeiten zurück. Sie lassen sich nämlich kombinieren.

Indem man die Menschen, zwischen denen die neue und doch so alte Kirchnerfahrung aufgebrochen ist, samt den von ihnen lernenden Theologen in eine „bestimmte Ecke“ schiebt und bei emphatischer Betonung ihrer Notwendigkeit dann doch sofort zum Ausdruck bringt, daß es sich um „nicht einfach auf jeden übertragbare Gemeinschaften“ neben den „volkskirchlichen Einrichtungen“ handelt, besonders „radikal und einseitig“, ist die Sache schon einmal *segregiert* und damit ungefährlich. Diese Technik ist schon mehrfach in der Kirchengeschichte bei Bewegungen praktiziert worden, aus denen dann zum „Stand der Vollkommenheit“ gehörende „Orden“ wurden. Wenn man dann noch Verständnis dafür bekundet, daß solche Gruppen natürlich anfangs eines gewissen „exegetischen Aufwands“ bedürfen, ja selbst eines Wortes wie „Kontrastgesellschaft“, um „ihren Weg zu finden“, daß sie das

alles aber später vergessen dürfen, wenn sie sich „gemeinsam“ mit der Volkskirche den wahren Aufgaben der Kirche zuwenden, ist das Neue sogar *integrierend anverwandelt*. Zumindest theoretisch.

Lebensordnung oder Gesellschaft?

Wie sieht dabei David Seeber die Sache selbst, um die es geht? Die Kirche ist für ihn Glaubensgemeinschaft. Als solche kann sie eine christliche Lebensordnung – was immer er darunter versteht – hervorbringen. In der allgemeinen Gesellschaft kann sie „Ferment“ sein. Doch sie kann für diese nie zu einer Kontrastgesellschaft werden. Genauer: Die Kirche soll die Gesellschaft „als menschlichen Lebenszusammenhang verwandeln“. Aber verwandelt werden sollen die in der Gesellschaft „wirksamen Haltungen, Gesinnungen, Lebensentwürfe und nicht (jedenfalls nicht in erster Linie und in gleicher Weise) die gesellschaftlichen Eigengesetzlichkeiten (Herrschafts- und Organisationsformen) folgenden Strukturen“.

Wir vermuten, daß bereits ein Teil der *Soziologen* mit einer solchen Unterscheidung seine Probleme haben wird. Aber wenden wir uns dem *Evangelium* zu! Haltungen, Gesinnungen, Lebensentwürfe, ja sogar Lebensordnungen darf es noch verwandeln. Doch dort, wo die Herrschafts- und Organisationsformen beginnen, muß es verstummen oder zumindest wohltemperiert werden (vgl. das verlegene „nicht in erster Linie“). Eine derart einschneidende Aussparung von Wirklichkeit ist mit dem christlichen Begriff der Erlösung, die alle Wirklichkeit der Welt erfassen muß, schlechthin nicht zu vereinbaren.

Jesus wehrt sich mit Nachdruck dagegen, daß in seinem Jüngerkreis die in der Welt üblichen Herrschaftsformen praktiziert werden (Mk 10, 41–45). Es geht dabei keineswegs nur um die Zurückweisung von Herrschafts*mißbrauch*, sondern viel grundlegender um den Verzicht auf Herrschaft überhaupt. Keinem Staat könnte man diesen Verzicht zumuten. Denn er schließt die mögliche Selbstaufgabe mit ein (Mk 10, 45!). Aber so ist Kirche gedacht. So hat sie (im Tod Jesu) angefangen. Wo Welt im Sinn des Evangeliums verwandelt wird, ist die Verwandlung der in der „Welt“ üblichen Herrschafts- und Machtstrukturen unvermeidbar. Damit erstreckt sich die in Jesus begonnene neue Schöpfung (2 Kor 5, 17) bis in jene tiefen Wurzeln, aus denen sich Gesellschaft ständig entwirft. Da die Gesellschaften unserer Welt die ihnen eigenen Strukturen der Gewalt (im günstigsten Fall ist es durch das Recht kanalisierte Gewalt) nicht aufgeben, ja im Hinblick auf die Freiheit derjenigen, die das Evangelium nicht annehmen wollen, nicht einmal aufgeben dürfen, muß die Kirche notwendig *Kontrastgesellschaft* sein. Wenn ihr damit gesellschaftliches Sein zugesprochen wird, so heißt das freilich zunächst noch nicht, daß sie *extensiv* sämtliche Aufgaben der Gesellschaft wahrzunehmen hätte und schon gar nicht, daß sie auf generellen Kontaktabbruch zusteuern müsse. Vielmehr geht die Erlösung *intensiv* bei denen, die von ihr ergriffen werden, bis in die Wurzeln

des Menschseins – und das ist untrennbar auch gesellschaftliches Sein.

Wo sich dies in christlicher Gemeinde als konkreter Kirche (jenseits aller Unterscheidungen von „Volkskirche“ und „Sondergruppen“) ereignet, wird sich dann allerdings sehr schnell zeigen, daß immer mehr Bereiche der Welt ergriffen und neu geformt werden: Familie, Wohnung, Handwerk, Kunst, Freizeit, Fest, Kommunikation, Wirtschaft. Unser hartnäckiges Festhalten daran, daß die Kirche „Gesellschaft“ sein muß, hängt eben auch damit zusammen, daß wir um keinen Preis bereit sind, die Kirche von einer individualistischen bürgerlichen Gesellschaft, die sich inzwischen in ein höchst sublimes Zusammenspiel vieler Subsysteme entwickelt hat, in die Abteilung für Religiöses und Transzendentes abdrängen zu lassen. Das will zwar auch David Seeber nicht. Aber für ihn und viele andere liegt ein Entkommen aus dieser tödlichen Gefahr bereits darin, daß die Kirche auf irgendeine Weise in die Gesellschaft hinein wirkt. In der Bibel steht es anders. Sie redet sehr wenig vom aktiven Hineinwirken Israels oder der Kirche in die altorientalische oder hellenistisch-römische Gesellschaft, hingegen ständig davon, daß das Gottesvolk durch seine *eigene* soziale Existenz zum Zeichen für die Völker wird (in der Sprache der heutigen Theologie: zum *sacramentum mundi*).

Welt im Sinne des Evangeliums verwandeln

Wissenssoziologisch muß man sich ja auch fragen, ob sich gesellschaftlich sinnhafte Wirklichkeitsbestimmungen überhaupt anders halten können, als indem sie sich durch gesellschaftliche Verwandlungsprozesse objektivieren. Um noch einmal auf Berger und Luckmann zurückzugreifen: „Kontrastbestimmungen von Wirklichkeit brauchen Kontrast-Gesellschaften“ (Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt a. M. 1982, 136). Daß der Glaube die Wirklichkeit im Kontrast zu allen übrigen Welt- und Geschichtsentwürfen auslegt, sagt die Bibel auf jeder Seite. Die gesellschaftliche Konsequenz dieses „Wissens“ ist den Verfassern der biblischen Schriften ebenfalls evident: „Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein Volk, das (Gottes) besonderes Eigentum wurde, damit ihr die Taten dessen verkündet, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat“ (1 Petr 2, 9). David Seeber müßte, wenn er konsequent wäre, auch diesem Text vorwerfen, was er uns vorwirft: „Erwählungspathos“ und ein „penetrant sakrales Vokabular“. Wenn wir die Wörter der Bibel gebrauchen, sind wir penetrant sakral, wenn wir sie in moderne Begrifflichkeit übersetzen wollen, zeigen sich die „traditionellen Schwierigkeiten“ der Theologen mit der Soziologie. Welche Sprache sollen wir reden? Die des Mittelalters? Die „göttliche Gesellschaft“ ist ein Terminus des Thomas von Aquin für die Kirche („*communicatio divina*“: in *libr. sent. III, dist. 29, 6*). 1 Petr 2, 9f nennt die Kirche zwar nicht wie das 2. Vatikanische Konzil (*Lumen gentium*

8, 1) oder wie der neue Codex Iuris Canonici (c. 204 § 2) eine „Gesellschaft“, sondern ein „Volk“. Man sollte sich aber fragen, ob das nicht die korrekte Entsprechung zu unserem Wort „Gesellschaft“ in der Sprache der neutestamentlichen Autoren wäre. Und man sollte es sich überlegen, ob man aus dem Begriff des Gottesvolkes alles Gesellschaftliche so lange herausfiltern darf, bis nur noch „Gemeinschaft“ oder „Lebensordnung“ übrigbleiben (und was meinen diese Wörter dann?).

Neben dieser Grunddifferenz zwischen David Seeber und uns, über die ein weitergehendes Gespräch unbedingt notwendig wäre, gibt es eine Reihe von Mißverständnissen, die auf oberflächlicher Lektüre oder zu wenig Kontakt mit dem, wovon die Rede war, beruhen dürften. Wo haben wir jemals gesagt, daß „Verweigerung um der Verweigerung willen“ Aufgabe der Kirche wäre? Und wie weit weg von der Bibel ist doch die Annahme, Christentum könne wieder radikal und ganzheitlich gelebt werden durch „Sammlung unter Gleichgesinnten“! Denn daß es zur gleichen Gesinnung, das heißt zur christlichen Einmütigkeit kommt, ist ja überhaupt erst die Frucht radikaler Umkehr und ganzheitlicher Nachfolge.

Noch schlimmer ist ein anderes Mißverständnis: Kirche als Kontrastgesellschaft, konsequent zu Ende gedacht, müsse den universalen Heilswillen Gottes „fast notwendig zugunsten eines Christentums von Erwählten“ aufgeben, wobei dann die Welt als „*massa damnata*“ erscheine. Allein schon die Formulierung zeigt, wie fremd heute weithin der biblische Begriff der Erwählung geworden ist. Erwählung meint in der Bibel niemals die Verdammung jener, die Gott nicht auswählte, sondern Berufung für die anderen und um der anderen willen. Kirche als Kontrastgesellschaft ist gerade keine „Selbstverwirklichung“ – auch dies ein bedauerliches Nicht-Verstehen unserer Aussagen –, sondern dialektischer Kontrast um des Heiles der Welt willen.

Wer bestimmt, was Kirche ist?

Zum Schluß noch folgendes: In dem Leitartikel von David Seeber klingt mehrfach Skepsis bezüglich unserer exegetisch-wissenschaftlichen Seriosität durch. Nun hat jeder das Recht, ideologische Aktivitäten aufzudecken. Wir wünschen uns nichts mehr als eine Auseinandersetzung zur Sache Kontrastgesellschaft in der Bibel, und zwar nach allen Regeln des exegetischen Handwerks. Unsere Bücher liegen vor, vielleicht folgen noch andere. Es wäre schön, wenn auf jener Ebene, auf der sie argumentieren, weitergesprochen werden könnte – von der Bibel her also. Das hat David Seeber, da er kein Exeget ist, nicht getan, und das ist in Ordnung. Aber wenn er sich auf diesem Feld nicht kompetent fühlt, sollte er uns auch nicht unterstellen, wir würden „zum Gebrauch unseres Gemeindeverständnisses entsprechende Exegesen liefern“. Selbstverständlich gibt es einen hermeneutischen Zirkel zwischen konkreter Gemeindeerfahrung, kirchlicher Tradition und dem Verstehen biblischer Texte. Trotzdem müssen wir

darauf insistieren, daß wir die Aussagen der Bibel zu erheben versuchen und unsere Folgerungen belegen. Faktisch ist es bei uns teilweise sogar so gewesen, daß wir angesichts der unsere bisherigen Vorstellungen in Frage stellenden Realitäten, denen wir bei der „Integrierten Gemeinde“ begegneten, zur Bibel geflüchtet sind, dort dann allerdings von den Texten her gezwungen wurden, unsere früheren Ansichten zu revidieren. Für unser subjektives Erleben war dies oft die schwere Mühe intellektueller Redlichkeit. Nach David Seeber erscheinen wir fast als Theoriefabrikanten auf Bestellung. Aber wenn Ergebnisse exegetischer Arbeit dem heutigen Durchschnittsverständnis von Kirche gegen den Strich gehen, wenn sie ärgerlich

und provozierend sind, so könnte das ja immerhin damit zusammenhängen, daß sie lang unterdrückte oder verdrängte oder doch zumindest verharmloste Aussagen der Schrift ans Tageslicht bringen. Muß man dann von neuem verdrängen? Oder sollten wir nicht besser unser Verständnis von Kirche der Schrift anpassen? Von hier aus gesehen ist uns der Satz, daß unsere Position, „ob biblisch oder geschichtlich (aus bestimmten Traditionen) begründet, nur ein *grundlegendes Mißverständnis von Kirche sein*“ kann, schlicht unbegreiflich. Wer bestimmt, was Kirche ist? Die Bibel – oder das heutige Durchschnittsverständnis?

Gerhard Lohfink
Norbert Lohfink

Kurzinformationen

Bei der Frühjahrsvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz vom 12. bis 15. März in Altötting wurde der erste Teil eines Erwachsenenkatechismus beraten und gebilligt. Es handelt sich um eine Darlegung der katholischen Glaubenslehre, die hauptsächlich vom Tübinger Dogmatiker *Walter Kasper* erarbeitet wurde. Nach der vom neuen CIC (c. 775,2) vorgeschriebenen Approbation durch Rom soll der Text veröffentlicht werden. Geplant ist ein zweiter Teil, der sich mit der Sittenlehre befassen soll. Die Bischöfe beschäftigten sich in Altötting auch mit der Resonanz auf das Hirtenwort „Gerechtigkeit schafft Frieden“, erörterten Grundfragen einer kirchlichen Medienpolitik und berieten über die Anpassung der Statuten der Bischofskonferenz an das neue Kirchenrecht. Mit einiger Spannung war nach den Auseinandersetzungen um das „Songbuch 2“ (vgl. HK, Februar 1984, S. 52) das Ergebnis der bischöflichen Beratungen über die KJG erwartet worden: Dem Pressebericht von Kardinal Höffner zufolge setzen die Bischöfe zunächst auf *weitere Klärungen* vor allem in den Diözesanverbänden der KJG. Gleichzeitig wurde in Altötting festgehalten, eine einseitige kirchenkritische Ausrichtung der KJG widerspreche ihrem Auftrag, den Mitgliedern die Lehre und den Glaubensvollzug der Kirche zu erschließen. Die pädagogische Arbeit müsse am katholischen Glauben orientiert sein und den primären Erziehungsauftrag der Eltern respektieren. Die von der Bundesleitung der KJG zugesagte Korrektur der Zeitschrift „forum“ habe sofort zu erfolgen. In Äußerungen zu politischen Fragen sei die KJG an die katholische Soziallehre gebunden. Unter den gesellschaftspolitischen Fragen nahmen bei der Vollversammlung die Themen *Arbeitslosigkeit* und *Familienpolitik* den größten Raum ein. Dabei wurde die Bundesregierung deutlich kritisiert: Eine „familienpolitische Komponente“ (bei der Steuertarifreform) und Hilfen zwischen 5 und 7 Milliarden für die Familien seien zu wenig. Die Bischöfe begrüßten die politischen Initiativen gegen die Finanzierung von Abtreibungen durch Krankenkassenleistungen und die Gründung einer Stiftung „Mutter und Kind“ durch die Bundesregierung.

Nach der jetzt vorgelegten Statistik der EKD für das Jahr 1982 zählten die evangelischen Landeskirchen in der Bundesrepublik Ende 1982 rund 25,7 Millionen Kirchenmitglieder. Das sind etwa 200 000 weniger als im Jahr zuvor. Die Zahl der Kirchenaustritte war 1982 mit 113 375 Personen geringfügig niedriger als im Vorjahr, 33 885 Personen wurden in die Gliedkirchen der EKD auf-

bzw. wiederaufgenommen. Auf hundert Geburten von Kindern evangelischer Eltern und von Kindern mit einem evangelischen Elternteil kamen im Berichtsjahr 76 evangelische *Taufen* (einschließlich der Spättaufen von Kindern bis zum dreizehnten Lebensjahr). Von den Kindern aus Ehen mit einem evangelischen und einem katholischen Partner wurden 1982 knapp über die Hälfte evangelisch getauft. Konfirmiert wurden wie in den vorausgegangenen Jahren nahezu alle 14- bzw. 15jährigen evangelischen Jugendlichen. Von 100 Paaren mit einem oder zwei evangelischen Partnern ließen sich 45 in einer evangelischen Kirche trauen; insgesamt betrug die Zahl der von einem evangelischen Pfarrer getrauten Paare 91 692. Von rein evangelischen Paaren wurden 68% nach der standesamtlichen Eheschließung kirchlich getraut (die Zahlen aus den einzelnen Landeskirchen bewegen sich zwischen 81% in Schaumburg-Lippe bzw. 78% in Württemberg und 34% in Berlin). Wie in den Jahren zuvor wurden auch 1982 etwa ein Drittel der evangelisch-katholischen Paare evangelisch getraut (in der badischen Landeskirche 47%). Keine Veränderungen gegenüber den Vorjahren ergeben sich auch beim sonntäglichen *Gottesdienstbesuch*: Im Durchschnitt der vier Zählsonntage besuchten 1982 rund 6% der Kirchenmitglieder den Gottesdienst (an der Spitze liegt Württemberg mit 9%, Berlin und Bremen kommen auf 2% bzw. 3%). Etwa 27% der evangelischen Christen besuchten Gottesdienste am Heiligen Abend. Auch 1982 stieg die *Abendmahlsteilnahme* an; es wurden insgesamt 208 241 Abendmahlsfeiern in Gemeindegottesdiensten gehalten, davon 70% innerhalb des Gottesdienstes (1963 betrug dieser Anteil erst knapp über 30%).

Vom 12. bis 17. Juni 1984 wird *Johannes Paul II. der Schweiz einen Besuch abstatten*. Die sechs Tage dauernde Reise wird den Papst nach Lugano, Genf (Ökumenischer Rat der Kirchen und Orthodoxes Zentrum), Fribourg, Bern, Flüeli-Ranft, Luzern und Sitten führen. Aus Anlaß des bevorstehenden Papstbesuches gaben die Schweizer Bischöfe ein *Hirtenwort* heraus. Der Brief stellt vor allem eine Antwort auf die vielfach – gerade auch von Katholiken – geäußerten Bedenken und Reserven dem Papstbesuch gegenüber dar. In einem ersten Teil erläutern die Bischöfe, welche Bedeutung dem Papsttum nach katholischem Verständnis zukomme. Der Papst sei keine „Art Monarch über eine zentral regierte Kirche“, auch kein „Überbischof“. Die Vorrangstellung des Bischofs von Rom erkläre sich durch das „Fundament der Apostel“. Rom